

rück, die zum Teil schon in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurden.

Im ersten Teil zeichnet der Autor mit Hilfe neuerer religions- und kultursozilogischer Analysen ein ungeschminktes Bild der gesellschaftlichen und kirchlichen Realität. Dabei verschließt er nicht die Augen vor der außerordentlichen Krisensituation, in der sich die Kirche im mittel- und westeuropäischen Raum befindet. Leitend ist die These, daß die Kirche selber Anteil hat an der derzeitigen Umbruchphase in der neuzeitlich-europäischen Kultur (19). So vermeidet Kehl eine Fixierung auf binnenkirchliche Konflikte, die allerdings auch zur Sprache kommen. Kritisch stellt er fest, daß gerade von der zentral-kirchlichen Leitung in Rom wenig kreative und flexible Unterstützung dieses notwendigen Innovationsprozesses kommt (20).

Im zweiten Teil deutet er die innerkirchlichen Konflikte als Zeichen des ungeklärten Verhältnisses zwischen Kirche und Moderne. Der Leitfaden dabei ist wie schon in Kehls 1992 vorgelegter Ekklesiologie (vgl. diese Zs. 210, 1992, 645 f.) das Verständnis der Kirche als Sakrament der *Communio* Gottes. Dementsprechend müßte sich die Kirche in Treue zum Zweiten Vatikanischen Konzil als kommunikative Einheit aller Gläubigen verwirklichen. Besonders aufschlußreich ist der Abschnitt über „Das Ungleichgewicht zwischen Universalkirche und Einzelkirchen“, in dem Kehl das Schreiben der Glaubenskongregation vom 15. Juni 1992 über „einige Aspekte der Kirche als *Communio*“ einer kritischen Prüfung unterzieht (80 ff.). Gegenüber dem neu akzentuierten römischen Zentralismus plädiert Medard Kehl für eine Stärkung der Teilkirchen und der synodalen Zwischeninstanzen zur Einlösung der *Communio*-Theologie des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Im dritten Teil entwirft der Autor Perspektiven und Prognosen, unter denen die gegenwärtige Situation der Kirche auch als Chance und Herausforderung erscheinen kann. Von seiner Vertrautheit mit der pastoralen Praxis zeugt sein Vorschlag einer neuen Sakramentenkatechese nach der jeweiligen kirchlichen Segens- oder Sakramentsfeier (135 ff.). Eine andere Chance für eine kirchliche Erneuerung sieht er in den neuen geistlichen Gemeinschaften, wobei er aber auch

auf deren Gefahr einer (kirchen-)politischen Rechtslastigkeit und einer religiösen Nischenkultur hinweist (156).

Im Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils führt Medard Kehl in diesem Buch eine schöpferische Auseinandersetzung zwischen christlichem Glauben und moderner Kultur. Ohne in den Chor der Kirchenapokalyptiker von rechts oder von links einzustimmen, lokalisiert er auch produktive Anknüpfungspunkte für eine neue Glaubensverkündigung in der „postmodernen“ Kultur. Darüber hinaus ermutigt er, in der Kirche zu verändern, was zu verändern ist, anzunehmen, was nicht zu ändern ist, und er entfaltet hilfreiche Kriterien, das eine vom anderen zu unterscheiden.

Martin Maier SJ

KRÄTZL, Helmut: *Kirche im Zeitgespräch*. Salzburg: Otto Müller 1996. 217 S. Geb. 29,80.

127 von 200 Glossen, die der Wiener Weihbischof zwischen 1988 und 1996 in der katholischen Wochenzeitung „Die Furchen“ veröffentlicht hat, sind hier versammelt. (Hätte der Lektor oder die Lektorin das Vorwort Krätzls gelesen und ins Inhaltsverzeichnis geschaut, würde auf dem Umschlag wohl nicht stehen, man trafe auf 200 Glossen.) Ein Bischof begibt sich ins Gespräch mit Themen der Zeit. Krätzl mischt sich ein, er bezieht Stellung, umgeht sogenannte heiße Eisen nicht, auch nicht elegant. Die Glossen sind 14 Bereichen zugeordnet: Spannungen, Erneuerung, Papst, Priesteramt, Ehe(-Moral), Abtreibung, Schule, Ökumene, Schlagzeilen, Parteipolitik, Weltpolitik, Menschenbilder, Selbstbildnis. Jeder Text ist kurz eingeleitet, um Anlaß oder Motiv der Glosse verstehen zu können. Gelegentlich ist am Schluß etwas über das Echo geschrieben, das eine Glosse ausgelöst hat.

Etwa die Mahnung des Generalrelators der Kongregation für Heiligsprechungen, als Krätzl über Johannes XXIII. gemeint hatte, die Seligsprechung des Gründers des Opus Dei hätte die Prozesse für Paul VI. und Pius XII. überholt, ganz zu schweigen davon, daß der Roncalli-Papst („schuld am Konzil“) fallengelassen worden sei, obwohl doch seinerzeit die Konzilsväter an eine Heiligsprechung per Akklamation dachten (203–205). Oder die Reaktion zweier so unterschiedlicher Naturen wie der Talk-Plauderer



Hermes Phettberg, der sich bedankte, und der Dechant von Altenmarkt Georg Eder, später Erzbischof von Salzburg, der protestierte, als Krätzl auf den Umstand hinwies, daß rechte Kreise von der Kirche mit enormem Aufwand umworben und mit der Erlaubnis zur Feier der ‚alten Liturgie‘ gehalten werden sollen, wohingegen andere Gruppen, vom Leben und der Kirche gezeichnet, ins Abseits gedrängt wurden (11–12: „Heimatlos“; es war die Glosse mit den meisten Reaktionen – sie leitet die vorliegende Veröffentlichung ein).

Krätzl beherrscht die Kunst der Glosse meisterhaft. Er kehrt nicht die „Exzellenz“ heraus, wo es um echten Dialog mit der Zeit geht. In vielem wird nicht nur kommentiert, was war, sondern wie einem Bischof dabei zumute war. Und der Leser kann sich seine Gedanken machen. Was mag Krätzl wohl gedacht haben, als er nach einjähriger Sedisvakanz den Namen des neuernannten Wiener Erzbischofs von einer prominenten Journalistin erfuhr, Tage bevor der Nuntius meinte, ihn als Diözesanadministrator informieren zu können (215)? Welche Erfahrungen mögen hinter den Anfragen an die Praxis und den Modus der Durchführung der turnusgemäßen ad-limina-Besuche der Bischöfe stehen, die unter mancher Hinsicht eine Grenz-Erfahrung seien (61)?

Man trifft hier auf einen pastoral orientierten, hochgebildeten Bischof, der sehr präzise argumentiert, der sich an seiner Kirche freut und unter ihr leidet, der ihr empfiehlt, sich Fragen nicht zu verweigern, der ihr sagt, wo sie sich umsonst verteidigt oder an Problemen vorbei. So ist die Veröffentlichung auch ein Stück Autobiographie geworden. Da läßt sich ein Bischof in seine Seele blicken. Was bleibt nach solcher Lektüre? Freude darüber, daß die Kirche auch solche Bischöfe hat wie Krätzl. Ist es nicht gut, wenn ein Bischof auch einmal sagt – der Innsbrucker Ordinarius Reinhold Stecher tat dies mehrmals –, es stünde der Kirche gut an zu bekennen (nicht nur zähneknirschend, auf Druck von außen, zuzugeben), sie habe geirrt? Krätzl zeigt, daß er sucht. Und daß er auf manches noch keine Antwort weiß. Seine Glossen sind Ausdruck dieser Suche. Nicht oberflächlicher Kirchenklatsch, sondern engagierte Zeitgenossenschaft. Krätzl ergreift Partei,

manchmal gegen die Kirchenoberen, zu denen er selber zählt. Das erhöht die Glaubwürdigkeit seiner Überlegungen.

Andreas Batlogg SJ

SCHOENBORN, Paul Gerhard: *Alphabete der Nachfolge*. Märtyrer des politischen Christus. Wuppertal: Hammer 1996. 215 S. Kart. 24,80.

Den im ersten Augenblick seltsam anmutenden Titel erklärt der Autor mit einem Zitat des lutherischen Theologen Michael Baumgarten aus dem letzten Jahrhundert: „Es gibt Zeiten, in denen Reden und Schriften nicht mehr ausreichen, um die notwendige Wahrheit verständlich zu machen. In solchen Tagen müssen Taten und Leiden der Märtyrer ein neues Alphabet schaffen, um das Geheimnis der Wahrheit neu zu enthüllen.“ (10f.) Auf diesem Hintergrund zeichnet der evangelische Pfarrer Paul Gerhard Schoenborn die Porträts von fünf Märtyrern unseres Jahrhunderts. Ermutigt durch seinen Lehrer Ernst Käsemann fügte er den bekannteren Lebensbildern von Dietrich Bonhoeffer, Oscar Romero und dem dänischen Pfarrer Kaj Munk mit dem österreichischen Wehrdienstverweigerer unter dem Naziregime Franz Jägerstätter und der brasilianischen Gewerkschaftsführerin Margarida Alves zwei weniger bekannte Glaubenszeugen „aus dem Volk“ hinzu. Der Autor geht dabei jeweils von der Mordtat aus und beleuchtet dann den Lebensweg und die geistig-religiösen Hintergründe.

Was die porträtierten Märtyrer verbindet, ist ihr religiös motivierter Widerstand gegen Unrechtsregime und ihr Eintreten für deren Opfer. Zwei von ihnen gehörten der protestantischen und drei der katholischen Kirche an. So hebt Schoenborn den Aspekt der „Ökumene der Märtyrer“ hervor und weist auf deren innovative Bedeutung für eine Theologie der Ökumene hin (183). Bedrückend ist, daß diese Märtyrer des Friedens und der Gerechtigkeit in ihren eigenen Kirchen nur zögerlich und bis heute mit Vorbehalt akzeptiert werden. Daß sie alle in sogenannten christlichen Ländern ermordet wurden, wirft die Frage auf, ob durch das Christentum selbst nicht ein tödlicher Riß geht, der mit den konfessionellen Trennungen nichts zu tun hat.

Schoenborn weitet den Begriff des christlichen Martyriums in eine Richtung aus, die schon Karl